

△ ≠ ≠ ≠ ≠ ≠ ≠ △

Für die lieben Freunde, die mir geholfen haben, den Kontakt zur wahren Welt nie zu verlieren, und die mir gezeigt haben, was für einer Irrlehre wir schon viel zu lange gefolgt sind, indem wir uns in anmaßender Weise als Herrscher über alles Lebende titulierten und uns so selbst aus dem Garten Eden entfernten.

Für Noname, Snowflake, Betsy, Abraham, Mouse, Girlzie, Boyzie, Numa, Luz und all die anderen.

Impressum

© Ambaum-Verlag, Vöhl-Basdorf, 2010
ambaum.de

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors und des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmung sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gestaltung: medien-art, Vöhl-Basdorf, medien-art.com

Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Kassel

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany

ISBN 978-3-940616-11-1



Andy Gheorghiu

Dies ist eine der vielen Geschichten, die von Cuchulain handeln, einem Helden aus weit zurückliegenden Zeiten. Es ist eine sehr, sehr alte Geschichte und ich möchte, soweit mein trügerisches Gedächtnis mich nicht allzu sehr im Stich lässt, sie euch nun so übermitteln, wie sie mir einst anvertraut wurde. Ich hoffe, dass ihr sie hinaus in die Welt tragen könnt, sodass sie - gleich dem Wind - jeden Menschen bis weit hinein in die entlegensten Gegenden des Planeten berühren und von Generation zu Generation in die Zukunft getragen wird. Wisst ihr, sie ist nämlich eine dieser Geschichten, die anderen Geschichten hilft, die Zeiten zu überdauern. Sie hilft ihnen, Flügel zu entwickeln, um selbst zu Geschichten zu werden, die anderen Geschichten das Fliegen nahebringen.

Sie beginnt in etwa so ...

... Cuchulain war ein junger Mann, gesegnet mit einem wachen Geist und einem tiefen Sinn für die Dinge, die ihn umgaben. Er wollte unbedingt die Welt verstehen, die sich ihm mal mehr und mal weniger tagtäglich von Neuem offenbarte. Er war getrieben von einem inneren, unaufhörlich pochenden Wunsch, jeden Tag ein Stückchen mehr von ihrem Schleier zu lüften, um sie in ihrer ganzen Schönheit betrachten zu können. An dem Tag, da er die Mannesreife erreicht hatte, machte er sich auf in die Welt auf der Suche nach Antworten. Auf seinen vielen Reisen sah er viele Wunder und traf er eine Menge unterhaltsamer, intelligenter, warmherziger, schrecklicher und manchmal auch bössartiger Leute. Vorangetrieben vom Feuer der Jugend wollte er sich mit jedem messen, dessen Weg er kreuzte. Er duellierte sich immerzu, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, ob mit dem Schwert oder der Faust, ob mit der Feder oder der Zunge. Einige seiner Gegner blieben erbitterte Feinde. Andere jedoch schloss er in sein Herz als ewige Freunde und so taten es auch sie, denn sie erkannten sich als Gefährten, die alle gemeinsam eine Reise angetreten hatten und nun für einige Zeit gemeinsame Pfade begingen. Manche von ihnen traf er wieder auf seiner Reise, andere nie mehr. Einige gingen ein weites Stück mit ihm, andere keinen einzigen Schritt. Und so war auch meist seine Erinnerung an sie. Die Geister und Gesten der einen waren vollkommen klar, aber andere Bilder waren verschwommen und nebulös und manche völlig aufgelöst

in der Unendlichkeit des Geistes. Einige wenige jedoch haften sich dauerhaft an seine Erinnerung und ließen nie mehr los. Sie waren ein wenig von der Natur seines inneren Antriebs, immer präsent und sofort an seiner Seite, sobald er sie nur anrief, und er tat dies, wenn er das Gefühl hatte, dass sein eigenes Feuer nicht mehr ausreichen würde, um ihn in der oftmals kalten Welt zu erwärmen. Bei all dem, was er gehört und gesehen hatte von der Welt und von den Menschen, und bei all dem, was er über sie gelernt hatte, ging ihm eine besondere Geschichte nicht mehr aus dem Kopf. Es war die Sage über den fabelhaften Palast der Königin, einige sagten auch Kriegerin, Zauberin oder Magierin, Skatha. Sie war, so erzählte man sich, die Herrin einer wundersamen Waffe, welche - demjenigen, der diese Waffe besitzt - jeden Gegner, so groß und kräftig er auch sei, und jedes Heer, so übermächtig es auch schiene, helfen würde, zu besiegen. Dazu müsse derjenige nur in den Palast der Königin Skatha gelangen und die Waffe aus ihren Händen verlangen. Doch genau darin lag die Schwierigkeit. Ein großer Graben, manche sagten mindestens $33 \frac{1}{2}$ megalithische Yards breit, umgab den Palast und trennte ihn von dem umliegenden Land. Noch kein Sterblicher hatte es jemals geschafft, diesen Graben zu überwinden. Hinzu kam, dass er ständig durch vier große Flüsse geflutet wurde, die aus den Himmelsrichtungen mit gewaltiger Kraft hineinfließen. Es wurde berichtet, dass innerhalb des Grabens das stürmische Wasser, ständig angepeitscht

von nicht enden wollenden Winden, nie zur Ruhe kam und durch die Rotation heiß wie eine brodelnde Suppe ward.

Cuchulain, angelockt und verzaubert durch die Verheißung dieser fantastischen Geschichte, nahm sich vor, in den Besitz dieser mächtigen Waffe zu gelangen, und machte sich auf die Suche nach Skathas Palast.

Doch die Suche gestaltete sich anfangs schwieriger als gedacht, denn niemand wusste genau, wo sich der Palast befand. Darüber hinaus hatten einige frustrierte Barden scheinbar nichts Besseres zu erzählen gewusst und banden stattdessen die Geschichte von Skathas Palast in Hüllen lauter Banalitäten oder völlig übertrieben in die Länge gezogener Detailbeschreibungen, so dass die eigentliche Geschichte in vielen der Tausend Versionen, die mittlerweile im Umlauf waren und hier und dort einander in einigen Punkten widersprachen, oftmals verwässert wurde. Fast hätte sich Cuchulain in diesem Labyrinth der Gedanken, die er zwar von selbst aufgesucht, von denen er sich aber mehr Klarheit statt mehr Verwirrung erhofft hatte, verlaufen. Er war auch schwer versucht, die Hoffnung aufzugeben, irgendetwas zu erfahren, das ihm den Weg zum Palast hätte weisen können, als er - der Melancholie verfallen, am Straßenrand den Schmetterlingen Gedichte vortragend - einer Familie vom kleinen Volk begegnete, die ihn sofort erkannte und ihn ansprach. Cuchulain

war verwundert, denn er war ihnen noch nie zuvor begegnet. Dennoch kannten sie seinen Namen und wussten von seinen Taten zu berichten. Sie sagten, er könne nur der Held Cuchulain sein, der auszog, um die Wunderwaffe Skathas in seinen Besitz zu bringen, denn sie hätten schon viel von ihm gehört auf ihren Reisen durch die alten Wälder, dort, wo die Sonne sogar der majestätischen Größe der Bäume Platz machen muss und der Schatten Herr über Tag und Nacht ist. Selbst bis in die entlegensten und dunkelsten Ecken dieser uralten Wälder, die schon standen, als noch kein Sterblicher auf Erden wandelte, dort, wo nur das kleine Volk leben kann und kein Mensch, der unreinen Herzens ist, seinen Fuß hineinzusetzen wagt, selbst dort würden sie von Cuchulain erzählen. Was sie denn so sicher mache, dass er wirklich dieser Cuchulain sei, fragte er die Familie vom kleinen Volk. Nun, sie hätten ja schon gesagt, dass ihnen seine großen Kämpfe bekannt seien, aber ihnen sei ebenfalls zu Ohren gekommen, dass man ihn auch dafür kenne, dass er zuweilen ein wenig melodramatisch vor den Tieren, den Fischen, den Insekten und sogar vor den Pflanzen Gedichte rezitiere. Für sie sei er eindeutig dieser Cuchulain, von keinem anderen hätten sie je Ähnliches vernommen, sagten sie. Ob man sich denn auch die Geschichte von Königin Skathas Palast in diesen alten Wäldern erzählen würde, wollte Cuchulain von ihnen wissen. Natürlich wüssten sie um Skathas Palast, antworteten sie ihm. Wer habe noch nicht von der sagenhaften Königin

gehört und der Schar der wilden Kriegerinnen und Krieger, die vor Ihrem Palast weilen und seit Generationen verzweifelt versuchen hineinzugelangen, um die wundersame Waffe, deren Gebieterin sie ist, in ihren Besitz zu bringen! Ob sie denn auch zufällig wüssten, wie er denn zu Skathas Palast gelangen könne, fragte er die Familie vom kleinen Volk weiter. Sicher wüssten sie das, antworteten sie ihm. Er brauche nur dem Nachthimmel gen Norden folgen, dann würde er den Palast schon finden.

Cuchulain war außer sich vor Freude. Endlich war er da, der lang ersehnte Hinweis. Er machte sich sogleich auf den Weg und er eilte sich dabei, denn er hatte Sorgen, dass ein anderer großer Krieger oder eine andere große Kriegerin es vor ihm schaffen würde, in den Palast Skathas zu gelangen.

Nachdem er einen ganzen Mond gewandert war, gelangte er zu einem großen Moor, das die Welt der Sterblichen von Skathas Königreich trennte. Es ward das Rote Moor genannt, weil es schon das Blut vieler tapferer Helden gefordert hatte. Cuchulain hatte schon viele Erzählungen über das Rote Moor gehört und er wusste, dass es so gut wie unmöglich war, es zu durchqueren, ohne von jemand Erfahrenem hindurchgeführt zu werden. Düster war es, vollständig umhüllt von einem nebligen Dunst, der leicht schwefelig roch. Dieser schwarze Nebel erstreckte sich wie eine riesige Wand bis zum Himmel und verschlang dabei sogar

das Licht eines jeden Sterns.

Ein falscher Tritt, hatte man ihn des Öfteren gewarnt, einmal vom Weg abgekommen, und schon stecke man im Morast fest und werde hineingezogen in den Schlund dieser schlammigen Gewässer. Langsam wandere die Kälte zunächst in die Beine und mache sie schwer wie Blei. Von dort aus winde sich der Frost efeuartig um den Körper herum und in den Körper hinein, bis man vollständig umschlungen sei. Bis man begreifen würde, was gerade mit einem passiere, wäre es bereits zu spät für jegliche Gegenwehr. Nur die rettende Hand eines Freundes könne einen dann noch vor dem sicheren, schleichenden Untergang bewahren. Dieser Freund, der oft zu Hilfe eile, einige sagten auch der gute Geist des Moors, könne mannigfache Formen annehmen und oft hätten Überlebende vom Ast eines starken Baumes berichtet, der sich - just in dem Moment, in welchem sie jedwede Hoffnung bereits aufgegeben hatten - wie aus dem Nichts um sie herumwand und sie an das sichere Ufer zog.

Es heißt, so berichtete man Cuchulain, der gute Geist des Moores sei der Geist eines Königs, der von seinen treuen Gefolgsleuten in einem uralten Ritual dem Moor, das in jenen Zeiten noch ein flacher See war, zur Verwahrung übergeben wurde, auf dass sein königlicher Leib in Ewigkeit an der Seite der Unsterblichen wandle. Das Moor, als Welt zwischen den Welten, ist nun seinem Geist und seinem Leib eine Wohnstätte bis zu jenem Tag, an dem sein Volk

in einer schweren Stunde ihres Daseins die geheiligten Worte „Veni Foras“ wieder laut singen wird. Diese Anrufung wird Geist und Leib des Königs wieder zusammenfügen und er wird auferstehen, um ihnen wieder beizustehen und sie durch die stürmischen Zeiten zu geleiten. Da er freiwillig diesen Ort als seinen Tempel der Ewigkeit gewählt hat und er mit Liebe und in Anstand von den Seinen - in der lebendigen Gewissheit seiner Wiederkehr - der Obhut der Anderswelt übergeben wurde, ruht sein Geist in sich. Er wird nicht getrieben von der unseligen krankhaften Ungewissheit des Seins, welche alle anderen Unglückseligen befällt, die das Moor nun ohne ihre Einwilligung verschlingt. Jene Seelen sind Gefangene des Moores und sie wandern darin umher und erhoffen sich, ihre Freiheit erkaufen zu können, indem sie anderen im Moor Verirrten vorgaukeln, den sicheren Weg heraus zu kennen, nur um sie ins Verderben zu locken. Das Moor ist jedoch unerbittlich und nie entlässt es einen, der glaubt, durch solch schändliche Tat frei werden zu können. Dennoch geben die Geister die Hoffnung nicht auf und machen weiter mit ihrem Treiben, denn es ist ihr einziger Trost, eines Tages der ewigen Verdammnis doch noch entkommen zu können.

Wie also sollte er durch diese Finsternis hindurchwandeln? Würde er mit so viel Glück gesegnet sein, dem Geist des alten Königs zu begegnen, oder würde er in die Hände dieser falschen Propheten gelangen,

die im Irrglauben lebten, sein Leben gegen die Freiheit ihres Geistes eintauschen zu können?

Als er so gedankenverloren am Rande des Roten Moores umherging, sah er plötzlich einen alten Mann, der auf einem Stein saß und mit seinem in die Luft erhobenen Holzstab gegen den Himmel zu wettern schien. Cuchulain ging auf ihn zu und kaum, dass er sich in Bewegung gesetzt hatte, da richtete sich der alte Mann auf. Obwohl er nicht in seine Richtung schaute, schien es, als ob er nur darauf wartete, dass er sich ihm näherte.

Als er bis auf eine Armlänge herangetreten war, drehte sich der alte Mann um und nahm sofort Augenkontakt mit ihm auf. Er fixierte Cuchulain eindringlich. Er sagte kein Wort, er schaute ihn einfach nur sorgfältig an. Es war ein befremdliches Gefühl für Cuchulain, diesem Blick ausgesetzt zu sein, aber so sehr er sich auch bemühte, er schaffte es einfach nicht, ihm auszuweichen. Die Augen des alten Mannes hatten einen hypnotischen Glanz, der alles andere um sie herum irrelevant erscheinen ließ. Sie zogen Cuchulain vollends in ihren Bann. Sie strahlten mit einer jugendlichen Intensität, die so ganz und gar nicht zum Rest des vom Sturm des Lebens gekennzeichneten und entsprechend verwitterten Körper passte. Es schien, als brenne in diesem alten Mann ein ewiges Feuer, dessen Kraft er sich nun zunutze machte, um in Cuchulains tiefstes Inneres einzudringen. Cuchulain konnte nicht

anders, als regungslos zu verharren, während der Blick des alten Mannes ihn durchleuchtete und zu seinen verborgensten Geheimnissen vordrang. Dann setzte er seine Stimme ein, eine unheimliche Stimme, die Knochen und Mark durchdrang und Cuchulain erschauern ließ. Die Lippen des alten Mannes bewegten sich nicht, aber dennoch konnte Cuchulain diese merkwürdigen Fragen hören, die er anfang, ihm zu stellen und die ihn geradezu zum Antworten drängten.

Es waren Fragen darüber, wie die Geschichte von Ereignissen zu Erzählungen und Berichten führte, wie Erzählungen und Berichte zu Geschichten wurden, wie Geschichten manchmal als Sagen und Legenden auftraten, wie die Zeit aus Sagen und Legenden Mythen machte und wie der Mythos vom Gewand der Religion verschlungen wurde. Er befragte Cuchulain auch, warum die Augen und Ohren der Sterblichen sich immer wieder beharrlich weigerten, die eine Geschichte wiederzuerkennen, warum ihre mannigfachen Erscheinungen sie blendete und ihre posaunenartigen Gesänge sie betäubte, warum die Blindheit und Taubheit der Sterblichen sie in die Verdammnis der sich ewig wiederholenden Unkenntnis zwang.

Cuchulain war ja weit gereist und er hatte auf diesen Reisen viele Menschen getroffen, die ihm ihre Geschichte erzählt und die dazugehörigen Orte gezeigt hatten. So hatte er zuzuhören und hinzusehen gelernt. Cuchulain wusste, so, wie er wanderte, so waren auch die Ahnen dieser Menschen einst gewandert und die

Gesellschaft ihrer Wanderung war ihre Geschichte, die sie überallhin mitnahmen, weil sie das wertvollste Gut war, das sie besaßen. Irgendwann jedoch ließ sich - hier und dort - ein Teil von ihnen nieder und mit der Zeit vergaßen einige die Geschichte, andere erinnerten sich nur ungenau an sie, wiederum andere wanderten weiter und nahmen nur einen Teil der Geschichte mit. Nur wenige Weise in ihrer Mitte hatten noch ein Interesse an der Geschichte und wussten sie in Längen zu erzählen. Daher wusste Cuchulain auch zu antworten, dass aus dieser Unkenntnis heraus, zu einem gemeinsamen Stamm mit einer gemeinsamen Geschichte zu gehören, Brüder und Schwestern, die nichts anderes als Äste eines wundersam in sich verknoteten Baumes sind, sich immer wieder unerbittlich bekämpfen, ohne jemals wirklich zu begreifen warum. Er wusste, dass dies die Tragik der Sterblichen ist, sich nur dem stellen zu können, das sie aus der Erinnerung wiedererkennen, und nur selten das Unbekannte zu suchen, das lediglich ein Vergessen ist. Als Reisender konnte Cuchulain zwar ihr Schicksal erkennen, aber er hatte keine Macht, es zu verhindern.

Cuchulain beantwortete auch alle anderen der ihm gestellten Fragen direkt, ohne darüber nachzudenken. Er konnte nicht anders. Es gab keine Zeit für die Lüge. Er kleidete seine Worte nicht so, dass sie ein Gewand ergeben hätten, welches den Ohren des alten Mannes zum Wohlgefallen geschneidert worden wäre. Er sprach die Antwort einfach aus, die er für richtig hielt.

Und es war so, als wären seine Antworten Lösungen von Gleichungen, und je nach gestellter Frage bildete nur eine richtige Antwort das spiegelbildliche Gleichnis zum Mysterium der Aufgabe. Als dann alle Fragen sich in Waage befanden, da trat der alte Mann einen Schritt zurück und gab Cuchulain aus seinem bindenden Blick wieder frei.

„Nun weiß ich um dein Sein“, sprach er, in die Leere blickend, „und ich weiß auch um dein Begehren.“

Ohne dem ein weiteres Wort hinzuzufügen, erhob er den in seiner Hand befindlichen Stab in die Höhe, packte fest seine beiden Enden und fing an, sie aufeinander zuzubiegen. Trotz seiner wenig muskulös wirkenden Erscheinung bereitete ihm dies keine Mühen. Ganz im Gegenteil. Die Energie, die ihn umgab und die er konzentriert einzusetzen wusste, war spürbar in ihrer Allgegenwart und er machte sie offenbar. Sobald sich die Spitzen des Holzstabes berührten, blitzten seine Augen hell auf und die Funken, die zum Himmel emporschossen, bewirkten unmittelbar, dass das Grollen des Donners einsetzte und sich die Elemente des Wassers und der Luft am großen Werk des alten Mannes beteiligten. Nun verschmolzen die Enden des Stabes ineinander, um ein Rad zu bilden, welches sofort von einer hell leuchtenden Flamme umhüllt wurde. Das Feuer schien dem alten Mann jedoch keinen Schaden zufügen zu können, da er das brennende Rad immer noch fest in den Händen hielt, als er sich langsam Cuchulain wieder zuwendete.

„Dieses Rad wird dir den sicheren Weg durch das Moor weisen. Folge ihm und achte auf nichts außer seinem Leuchten. Belaste deine Augen nicht mit den Geistern der Untoten, die am Wegesrand nach Opfern Ausschau halten, welche sie im Austausch für die Freiheit ihrer verdammten Seelen verpfänden wollen. Achte auch nicht auf deine Schritte, sondern halte fest im Blick das Licht des Rades und es wird dich auf sicheren Pfaden in Skathas Land führen.“

Sobald er seine Worte gesprochen hatte, schleuderte er das flammende Rad in die Dunkelheit des Moores, das sogleich zurückwich vor dem Licht.

„Nun geh! Und eile dich dabei. Verschwende keine Zeit beim Abschied. Das Moor verschlingt rasch den festgebrannten Pfad mit seinem klammen Maul. Wir haben dem Wort genug Ehr' erwiesen. Nun gilt es, für die Tat eine ebenbürtige Messe abzuhalten.“

Cuchulain hätte gern noch unzählige Dekaden mit dem alten Mann verbracht. Wie gern hätte er sich neben ihn gesetzt, um sein Dasein mit dem Lauschen an Weisheiten zu füllen. Das reiche Wissen, das der alte Mann mit Sicherheit in sich trug, hätte gewiss seinen eigenen Geist auf Pfaden geführt, die er niemals zuvor betreten hatte. Doch er wusste auch nur zu gut, dass es an der Zeit war, zu gehen. Das leuchtende Rad würde nicht auf ihn warten. Es schnitt bereits einen goldenen Pfad durch das Moor und dieser Weg würde nicht ewig zu erkennen sein.

Cuchulain schenkte dem alten Mann zum Abschied

noch einen tief dankbaren Blick und dessen spiegelndes Zwinkern verriet ihm, dass sie einander wohl nicht zum letzten Mal begegnet waren. Dann eilte er sich auf den Pfad durch das dunkle Moor, den Rat des alten Mannes als treuen Gefährten an seiner Seite wissend.

Der Weg erschien zunächst endlos und einzig das konstante Leuchten des Rades gab Cuchulain auf dieser Wanderung die Hoffnung, irgendwann die ihn umgebende, vollkommene Dunkelheit überwinden zu können. Hier und dort vernahm er die Stimmen der Unseligen im Moor und hier und dort spürte er ihr verzweifertes Zerren an seinem Leib, doch trotz aller Versuchungen hielt er standhaft seinen Blick auf das Licht gerichtet bis plötzlich - wie aus dem Nichts - ein gleißendes Weiß zunächst die Dunkelheit und dann auch den Nebel verbannte und seinen Augen die Sicht freigab auf ein Land, das unter einem hellblauen Himmel weilte und so wunderschön war, wie keines Menschen Beschreibung es jemals hätte in Worte kleiden können.

Das brennende Rad war nun verschwunden, fast so, als hätte es sich in dem sonderbaren Licht, das Skathas Reich durchdrang, aufgelöst. Cuchulain war jedoch so fasziniert von den sich ihm offenbarenden Landschaften, dass er keinen Gedanken mehr daran verschwendete. Aber es waren nicht nur seine Augen, die sogleich von den Bergen, Tälern und Schluchten, den Wäldern, Wiesen und Auen, den Meeren, Seen und Flüssen verzaubert wurden. Orchesterartig

ergoss sich das Trällern und Piepen der Vögel, das Rauschen der Wasserfälle und des Kornes, das Heulen der Wölfe, das Brüllen der Löwen und Bären, das Donnern der galoppierenden wilden Herden, das Knarren der Bäume und das Summen der Bienen in seine Ohren. In der Weite vernahm er auch das fröhliche Spiel der Flöten und die huldvoll und manchmal auch frivol klingenden Gesänge der Hirten, welche sie zu Ehren Skathas auf den Schultern der Wolken, über die Hügel und Berge hinweg, auf Reisen durch das weite Land schickten, damit ein jedes Wesen die Lobpreisungen an die Mutter und Gebieterin dieser Welt hören konnte.

Cuchulain reinigte sich an dem klaren und wohl-schmeckenden Wasser, das überall sprudelte, und er sättigte sich an den Früchten, die sich ihm hingaben. Seine Finger berührten die brüchigen Rinden und die zarten Blüten, die rauschenden Gräser und die samtenen Moose, die fruchtbaren Felder und die kantigen Felsen. Seine Hände streichelten die Schuppen, Gefieder und Felle der heiligen Tiere, die zu ihm kamen, um zu segnen und gesegnet zu werden. Er atmete tief, tief ein und saugte sich voll am mannigfach lockenden Duft dieser Welt, die sich ihm eröffnete und deren Teil er nach und nach wurde, bis er all das sehen konnte, was Sie sah, hören konnte, was Sie hörte, riechen konnte, was Sie roch, schmecken konnte, was Sie schmeckte, tasten konnte, was Sie tastete, und fühlen konnte, was Sie fühlte.